

MONIKA PIĄTKOWSKA

# Geschichten der Niedertracht

Original: „Nikczemne Historie“  
W. A. B.-Verlag, Warschau, 2009

Aus dem Polnischen von Paulina Schulz-Gruner

Rote Katze Verlag



MONIKA PIĄTKOWSKA

# Geschichten der Niedertracht



**Rote Katze**  
VERLAG



# Die Namenlose

## 1

„Hör zu: Es ist der 17. August 1901. Krakau erstickt in der Hitze, wer kann, flieht aufs Land, und im Mietshaus Nummer 13 in der Sławkowska-Straße kommt es zu einem Aufstand.

Am Tag zuvor war ein Stück Fassade, ein Element vom Balkon oder Gesims, abgebrochen und hätte beinahe einen der Bewohner erschlagen. Diese Begebenheit empört alle, die im Haus leben, denn sie versuchen seit Monaten, beim Eigentümer eine Renovierung durchzusetzen. Als zu allem Übel klar wird, dass der Hausbesitzer sich den Schaden nicht persönlich ansehen will, bricht eine wahre Rebellion aus. Nach zwei aufgeregten Stunden beschließen die Bewohner, keine Miete mehr zu zahlen, bis das Problem behoben wird. Sie schicken dem Eigentümer ein Ultimatum. Dieser erscheint am Tag darauf, stellt sich vor die Menschenmenge – mitnichten jedoch, um sich die Beschwerden anzuhören. Er meint (wahrscheinlich mit Recht), dass die Einwohner selbst an der Situation schuld seien, denn bis auf zwei Familien zahle keiner pünktlich Miete, und dass die Leute aus dem dritten Stock illegal untervermieten, die Studenten aus dem Erdgeschoss das Treppenhaus demolieren und die Kinder aus dem Souterrain regelmäßig die Scheiben in der Eingangstür kaputtschlagen. Er hat ein Notizheft dabei, in dem er die Vergehen der Mietparteien festgehalten hat, und die Präzision der Informationen – all diese Namen, Zeitangaben und Summen – legen die Vermutung nahe, dass sich der Besitzer einen Informanten im Haus hält. Als dies klar wird, fällt die Temperatur der Zusammenkunft um mehrere Grade.

Die Nachbarn schauen einander an; keiner hat mit einer solchen Wendung gerechnet. Und als die Stille geradezu stickig wird, fügt der Besitzer hinzu – und in diesem Satz klingt eine Drohung mit – dass er die Zwei-Zimmer-Wohnung im Erdgeschoss, die gerade mal einen Monat leer stand, vermietet habe, und zwar für einen doppelt so hohen Mietzins wie zuvor. Der neue Bewohner werde in den nächsten Tagen einziehen.

Und so fängt es an: Augusta Beilin, die am Morgen des 21. August 1901 in das Haus zieht, kann natürlich gar nicht wissen, welchen Eindruck sie mit ihrer Ankunft macht. Es fiele ihr im Traum nicht ein, dass sie in einem Stück mitspielt, und zwar die Rolle der Antiheldin, und dass sie für ihre Nachbarn eine Art Memento ist. Ihre Welt besteht zur Stunde aus dem Eingangstor, den Trägern, den Möbeln, die auf den Gehsteig ausgepackt werden, aus Körben mit einem Porzellan-Service, unebenen Fliesen auf dem Boden des Hausflurs, und dem Gewitter, das über der Stadt aufzieht.

Das menschliche Gedächtnis ist ein absonderliches Ding, denn als zehn Jahre später, schon nach dem Mord, die Polizisten festzustellen versuchten, was an jenem Tag geschehen war, was Augusta Beilin gesagt hatte und in welcher Stimmung sie gewesen war, konnte niemand eine zufriedenstellende Antwort geben. Allerdings erinnerten sich alle, die bei ihrer Ankunft dabei waren, an eine grüne Tagesdecke mit Rosenmuster, in das ein silbriger Faden hineingewebt war, an Tischdecken aus dunklem schweren Stoff, an einen riesigen teuren Spiegel im vergoldeten Rahmen, an Porzellan-Nippes (all diese Kätzchen, Engelchen, Schäferrinnen), und schließlich an eine große Alabasterfigur einer Frau mit einem Kind, die später im Wohnungsflur der neuen Nachbarin stehen sollte, und auf der sie ihre Witwenmützen abzulegen pflegte, was manchen wie ein Sakrileg erschien. Interessant, nicht wahr?

Am Tag des Umzugs ist Augusta Beilin neunundfünfzig Jahre alt. Sie trägt ein schwarzes Kleid, unter dem abgetretene Halbschuhe zu sehen sind, auf dem Kopf eine Haube, doch die kräftige Figur und energische Bewegungen suggerieren, dass sie noch weit davon ist, für ihren Grabstein zu sparen.

Im Gegenteil: Sie ruft die Möbelträger zur Ordnung, schimpft die auf der Straße laufenden Kinder aus, in einer Sekunde ist sie in der Wohnung, in der nächsten schon wieder draußen; man kann sich keine Frau vorstellen, die mehr Energie hätte als sie. Dennoch entsteht an jenem Tag im Bewusstsein der Nachbarn das Bild einer bescheidenen Witwe, einer Frau, die man leicht gernhaben, aber auch genauso leicht wieder vergessen kann – einer armen Alten, die der Hausbesitzer ob des zu hohen Mietzinses betrogen hat.

Später jedoch verkomplizieren sich die Dinge. Etwa vier Wochen nach ihrem Einzug verweigert Augusta Beilin ihre Unterschrift auf dem Antrag wegen der Dachrenovierung, und eröffnet dem Nachbarn, der mit dieser Bitte an sie herangetreten war, sie habe nicht vor, sich in Streitigkeiten einzumischen. Schon gar nicht in welche bezüglich des Daches, da sie ja selbst im Erdgeschoß lebe. Im nächsten Frühling ruft sie einen wahren Skandal hervor: Sie beschuldigt den Arbeiter, der im Souterrain wohnt, ihre Tagesdecke gestohlen zu haben, die sie auf der Fensterbank in der Küche ausgelüftet hatte. Dabei achtet sie gar nicht auf die Nachbarn, die für die Rechtschaffenheit des Mannes bürgen. Der unselige Mensch verbringt daraufhin Stunden in Polizeigewahrsam, bis sich herausstellt, dass die Tagesdecke von einer Diebesbande geklaut wurde, die sich an dem Tag in der Gegend herumgetrieben hatte. Daraufhin richtet Augusta Beilin ihre ganze Wut gegen den Hauswart und ist der Meinung, er habe seine Aufsichtspflicht vernachlässigt. Außerdem verlangt sie von ihm, ihr die Kosten des Überwurfs zu erstatten.

Spätestens da hat sie in der Nachbarschaft ihren Ruf weg: Man bezeichnet sie als geizig, überheblich, feindselig, auch wird sie zum Gegenstand von Gerüchten und Beobachtungen. Man ergeht sich unter anderem über die Tatsache, dass sie sich keine Bedienstete hält, dass sie nirgendwohin eingeladen wird und auch selbst keinen Besuch erhält. Als es heißt, dass ihr Ehemann ein Oberst war, und an Herzversagen gestorben sei, scherzt der Eine oder Andere, Augusta Beilin sei schlimmer als der Krieg. Die Nachbarn erörtern ihr plötzliches Auftauchen in dem Krakauer Mietshaus und überlegen, warum sie nach dem Tod ihres Mannes ihre Heimatstadt Rzeszów verlassen hatte. Warum ist sie in eine fremde Stadt gezogen, in der sie niemanden kennt? Ob sie auf der Flucht vor jemandem ist? Schließlich verabscheuen alle Augusta Beilin derart, dass man sie die „widerliche Alte“ nennt. Und die Kinder rufen ihr „Hexe“ hinterher, wenn sie auf den Markt geht.

Es ist paradox: Eben die Kinder, die ihr so verhasst waren, alarmierten die Welt über ihr schlimmes Los. Zehn Jahre nach ihrem Einzug, am 12. Mai 1911, erscheint an ihrer Wohnungstür ein kleiner Zettel mit der Aufschrift: *„Ich bin für ein paar Tage weggefahren.“* Man kann das Stück Papier nicht abreißen, da es von hinten an der Tür befestigt wurde, zwischen der Glasscheibe und dem Bogen steifes Leinen, das Augusta Beilin zum Schutz gegen die Welt und neugierige Hausgenossen angebracht hatte. Die Töchter der Concierge, die den Zettel zuerst sehen, sind aufgeregt, denn niemand im Haus kennt die Handschrift der Witwe, doch es scheint kaum wahrscheinlich, dass sie diese Worte geschrieben haben soll. Warum? Die Schrift, obwohl elegant, weist gleichwohl einen frivolen Zug auf. So könnte eine junge Frau schreiben, jemand, der heiter, gütig und lustig ist, jemand, der Zeit hat für unnötige Schleifen und Verzierungen. Und so jemand ist Augusta Beilin keinesfalls! So denken die Mädchen und



klopfen an die Tür der Beilin, sich wohl dessen bewusst, dass sie sich damit ihrem Gezeter aussetzen. Sie versuchen, mit den Blicken das dicke Leinen zu durchdringen, lauschen an der Tür – bis endlich, am nächsten Tag, eine von ihnen einen Stuhl holt, ihn in den Hof stellt und von hinten durch das Küchenfenster in die Wohnung der Witwe einsteigt.

Augusta Beilin liegt auf dem Fußboden, mit ausgebreiteten Armen, in ihrem schwarzen Witwenkleid und in denselben Schuhen, in denen sie vor zehn Jahren ins Haus gekommen war. Überall Blut, auf dem Boden, auf dem Kachelofen, an den Wänden. Ihr Gesicht ist nicht zu sehen, der Körper ist bis zur Taille mit einem blutigen Plumeau zugedeckt. Die Mädchen klettern, eine nach der anderen, auf den Stuhl und betrachten die Leiche. Zum ersten Mal starren sie Augusta Beilin an, und sie schimpft sie nicht aus.

Die Polizisten, die eine Stunde später eintreten, sehen die Angelegenheit als so klar an, dass sie noch am selben Tag (nachdem sie die Hausbewohner befragt hatten) ein Szenario der Tat entworfen haben:

Ein Dieb bricht bei der Offizierswitwe ein und lässt sich Zeit in der Wohnung, überzeugt, dass die Frau beim Einkaufen ist und so bald nicht wieder kommen wird. Doch Augusta Beilin kommt plötzlich zurück. Es ist Mittag, die Sonne erleuchtet die schwarz-weißen Fliesen auf dem Boden des Treppenhauses; oben an der Treppe taucht der Nachbar aus dem ersten Stock auf, grüßt die Beilin, doch sie erwidert seinen Gruß nicht und geht direkt in die Wohnung. Der Einbrecher hört den Schlüssel, der im Schloss umgedreht wird, flüchtet in die Küche, drückt sich in die Spalte zwischen Türrahmen und Herd, dabei hält er schon den Schürhaken in der Hand, den er im Kohlekasten gefunden hat. Der erste Schlag. Augusta Beilin fällt hin, schlägt auf dem Holzboden auf, die Einkäufe rollen aus dem Korb, der Korb unter das Fenster. Dann flüchtet der Mörder durch die Wohnungstür,

doch zuvor findet er auf dem Bord im Flur den Zettel mit dem Satz: „Ich bin für ein paar Tage weggefahren.“ Augusta Beilin wird es geschrieben haben, denkt der Verbrecher und kommt auf die Idee, es für sich zu nutzen. Er befestigt den Zettel an der Tür und läuft davon, überzeugt, dass er einige Stunden oder sogar einige Tage gewonnen hat.

So lautete die erste Hypothese bezüglich der Ursache des Todes von Augusta Beilin. Dies hatte zur Folge, dass der Hausmeister verhaftet wurde. Die Ermittler waren nämlich der Meinung, dass nur jemand, der den Tagesablauf der Offizierswitwe kannte, bei ihr zu einer Zeit einbrechen konnte, in der sie gewöhnlich ihre Einkäufe erledigte. Bei so jemandem konnte es sich nur um einen Nachbarn handeln, jemanden, der nicht so wohlhabend war, und folglich auf das Vermögen der alten Frau aus – der Hausmeister passte da hervorragend ins Bild. So weit, so gut. Später jedoch verwirren sich die Dinge. Einer der Polizisten, ein gewisser Friedlmann oder Fridelmann, weist auf die Tatsache hin, dass der Körper des Opfers mit der Daunendecke zugedeckt worden war – eine Geste, die Sanftheit andeutet, und diese sei wohl kaum die Charaktereigenschaft eines durchschnittlichen Verbrechers. Derselbe Polizist erwähnt auch in einer weiteren Notiz, dass aus der Wohnung der Augusta Beilin nichts entwendet worden war. Er wolle keine Lösung andeuten, schreibt er, jedoch war die Absicht der beiden Notizen offensichtlich: Der Mensch, der in der Küche auf Augusta Beilin gewartet hatte, kam nicht, um sie auszurauben. Er kam, um sie zu töten.

Schade, dass es nicht jener Friedelmann war, der einen Beweis für seine Thesen bekommen hatte. Das Schicksal drückte den Beweis einem anderen Polizisten in die Hand, einem unbedeutenden Statisten, der beim Blättern in den Akten die Notiz von der Wohnungstür zufällig umgedreht hatte. Auf der Rückseite stand eine handschriftliche Anmer-

kung des Mörders, mit Bleistift in einer unordentlichen, zitterigen, dennoch eindeutig weiblichen Schrift verfasst. „*Ich habe sie aus persönlichen Gründen umgebracht.*“

Es schien, als sei der Mörder eine Frau. Keine fremde Frau, sondern jemand, der Augusta Beilin gekannt haben muss. Somit muss die Witwe ein geheimes Leben geführt haben.

Man kann sich vorstellen, was vor sich gegangen war, als die Polizisten Schriftproben einsammelten und alle Hausbewohner zwangen, den Satz zu schreiben: „*Ich habe sie aus persönlichen Gründen umgebracht.*“ Plötzlich wurden alle, die Augusta Beilin nicht ausstehen konnten oder gar gehasst hatten, gezwungen, den Wunsch nach ihrem Ableben so offen und so grausam zu deklarieren. Es ist amüsant, nicht wahr? Natürlich ist nichts aus diesem Experiment erfolgt. Die Ermittlung lief schleppend noch drei Monate, bis der Fall als ungelöst zu den Akten gelegt wurde. Die Frau, die die Offizierswitwe getötet hatte, wurde nie gefasst. Nach wem hätte man auch suchen sollen? Sie hatte kein Gesicht, kein Alter, ihre Herkunft und Bildungsstand waren unbekannt. Das Einzige, was sie definierte, war der Mord. Sie war genauso still verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Wäre der Tod von Augusta Beilin nicht gewesen, hätte man glauben können, dass sie nie existiert hatte.

Ich nannte sie die *Namenlose*.“

Piotr verstummte, und ich saß am Tisch, unbewegt, auf die Messer starrend, die er in seinen Händen hielt. Die Messer, die er auf mich richtete. Wir unterhielten uns in seiner Küche. Als ich kam, war Piotr gerade dabei, sich etwas zum Abendessen zu machen. Er sagte, er sei gerade aus Krakau gekommen und stürbe vor Hunger, doch als er zu erzählen begann, vergaß er das Essen, das Wasser (ich war es, der den Wasserkocher ausschalten musste) und die Messer, die er die ganze Zeit krampfhaft festhielt. Ich lauschte der Geschichte

von Augusta Beilin und betrachtete den erstaunlichen Tanz der Klingen. Als Piotr über seinen Besuch im Archiv der Alten Akten erzählte, wippten die Messer sanft wie zwei Boote auf ruhigem Meer; als er von dem leeren Saal des Archivs und den dicken Papierbögen der Dokumente sprach (er versuchte, mir begreiflich zu machen, was es für ein Gefühl war, die Vergangenheit zu berühren, indem er den Zettel von der Tür der Augusta Beilin in den Fingern hielt) zerrissen die Messer die Dunkelheit wie die Hände eines Blinden. Jede Erwähnung von Augusta Beilin betonten die Klingen mit einem originellen Staccato – es sah aus, als ob sie die Episode aufgriffen und an eine unsichtbare Wand pinnten. Die Worte „*Ich habe sie aus persönlichen Gründen umgebracht*“ begleitete eine ohnmächtige Geste, während derer die Messerklingen die Form eines Kelches beschrieben. Und als Piotr sagte „Ich nannte sie die *Namenlose*“, fuhren die Klingen zusammen und richteten sich auf meine Augen.

Ich starrte sie an und wartete darauf, dass Piotr fortfuhr. Er bemerkte meinen Blick, schaute zu mir, dann auf die Messer, schließlich auf seine Küchenschürze; er lachte auf und meinte, er sähe aus wie ein Schlachter. Schließlich befreite er seine Hände, schaltete den Wasserkocher wieder ein, wusch die Tomaten und fügte hinzu, dass sich die Polizisten selbstverständlich wegen des Zettels geirrt hätten. Die Frau, die Augusta Beilin getötet hatte, hatte beide Sätze geschrieben. Ich sah nur seinen über der Spüle gebeugten Rücken, als er sagte:

„Der Unterschied in der Handschrift ergab sich daraus, dass sie den Satz „*Ich bin für ein paar Tage weggefahren*“ vor dem Mord geschrieben hatte. Sie hatte ihn mit voller Absicht geschrieben, um alle zu täuschen, doch im gewissen Sinne verband sie es nicht mit dem geplanten Mord. Es war wie eine Übung in Kalligraphie, und so offenbarte sich ihre Unschuld in der Form der Buchstaben, die sanft und fe-

minin waren, so leicht in ihrer Absicht, als ob der Satz tatsächlich lediglich eine freundliche Information an die Nachbarn wäre. Die Notiz auf der Rückseite, „*Ich habe sie aus persönlichen Gründen umgebracht*“, fügte sie erst nach der Bluttat hinzu. Sie konnte wohl nicht glauben, dass es tatsächlich geschehen war.

Die Hölle war aufgebrochen:

Überall war Blut, Augusta verendete röchelnd auf dem Küchenboden, und sie selbst war eine Mörderin geworden. Deswegen ist die Schrift so krumm, die Buchstaben so hässlich und in die Breite gezogen.“

Dann merkte er an, dass sich die Polizisten immerhin was das Mordmotiv anging, nicht geirrt hätten. Denn als die Notiz auf der Rückseite gefunden wurde, hätten sie angefangen, nach den Opfern von Augusta Beilin zu suchen; nach jemandem, der durch sie zu Schaden gekommen war, der sich an ihr hätte rächen wollen.

„Warum nimmst du an, dass Rache das eigentliche Mordmotiv war?“, fragte ich. „Der Hinweis, dass es aus persönlichen Gründen geschah, ist noch keine eindeutige Zuweisung. Du gehst davon aus, dass jene Frau sich für ihre Tat rechtfertigen wollte, der Welt offenbaren, dass sie das Opfer war – und dass das Verbrechen, dessen sich die Beilin schuldig gemacht hatte, schlimmer war als das, was in der Sławkowska-Straße geschehen war. Aber ein persönliches Motiv kann auch etwas Positives bedeuten: Güte, Liebe ... Vielleicht hatte die Mörderin Augusta Beilin geliebt?“

Dieses Gespräch, das ich heute wiedergebe, fand im Juli 1998 statt, in Piotrs Warschauer Wohnung (er hatte von seinen Eltern eine Ein-Zimmer-Wohnung im letzten Stockwerk eines Hauses in der Nähe des Plac Zamkowy bekommen). Wir waren zu jener Zeit beide achtundzwanzig Jahre alt, und seit zehn Jahren befreundet. Bis zu diesem Treffen

verliefen alle meine Diskussionen mit Piotr auf dieselbe Weise: Sobald das Wort „Absichten“ fiel, war er der Meinung, dass dies das Adjektiv „böse“ implizierte.

„Es gibt keine guten Absichten!“, pflegte er zu sagen.

Dann berief er sich auf seine journalistische Erfahrung. Seit fünf Jahren war er als Reporter bei einer Warschauer Tageszeitung tätig und hielt sich für einen Experten, was menschliche Angelegenheiten anging. Er sagte gerne (zu gerne), dass er bereits alle Verfehlungen der menschlichen Rasse kennengelernt habe, und dass die Arbeit eines Reporters nicht darin bestünde, Artikel zu verfassen, sondern darin, den Menschen ihre Illusionen zu rauben. Er sagte oft:

„Edel sein können Steine, aber keine Menschen.“

Jeder Versuch einer Diskussion endete gleichermaßen: Piotr erinnerte an eine Geschichte, über die er geschrieben hatte (überflüssig zu erwähnen, dass er die Beispiele äußerst tendenziös auswählte) und vollführte an diesem Exempel seine Beweisführung. Selbstverständlich hatten solche Wortgefechte nichts mit dem wirklichen Piotr zu tun: Er war genauso naiv und gutgläubig, so sehr von seinem Glück überzeugt wie jeder Tor, der der Meinung ist, dass Älterwerden und Probleme all die anderen betrafen, nur ihn selbst nicht. An jenem Abend, als er mir von der Mörderin der Witwe Beilin erzählte, war ich überzeugt, dass er wieder die alte Nummer bringen würde. Doch er überraschte mich und sagte:

„Ich weiß, wie es vor sich gegangen war. Weil ich es gespürt habe. Als ich den Zettel von der Tür in die Hand nahm, habe ich es schlicht und einfach gespürt. Ich spürte die Anwesenheit dieser Frau. Der Namenlosen. Sie hatte die Witwe gehasst, so sehr, dass es beinahe physisch war und es sie ... erfüllte. Als ob sie innen drin etwas Kaltes hätte. Man muss ... Ich weiß nicht ... Niemand hat doch nur ein einzi-

ges Gefühl! Emotionen wandeln sich. Man kann doch einerseits einen Menschen verabscheuen und sein eigenes Kind lieben, man kann zur gleichen Zeit wütend sein und etwas bewundern oder sich nach jemandem sehnen. Doch diese Frau konnte nur eines: hassen. Ich habe es gespürt.“

Ich erwiderte nichts, sah ihn nur an, wie er dastand, vor dem Hintergrund der Küchenschränke, mit einer absurd wirkenden Tomate in der Hand, in Jeans und Turnschuhen. Auf der Stirn hatte er die alte Narbe, die Erinnerung an die Nacht, als wir uns in einem Studentencamp betrunken hatten und im Dunkeln Blaubeeren im Wald suchen wollten. Aus der Tasche seiner Hose ragte ein Feuerzeug hervor.

Als die Stille verklang, sagte Piotr (in völlig anderem Ton), dass er sich wie ein Idiot verhalten habe, weil er sein Diktaphon mit ins Archiv genommen habe – angeschaltet. Warum sollte man ein Aufnahmegerät in einem stillen Raum einschalten, wenn man nur das Rascheln der Blätter hört?

„Es hat natürlich eine metaphysische Ebene“, meinte er, „So eine Szene kann man in einem Text einbauen, aber objektiv gesehen ist es albern.“

Ich gab ihm Recht.

An jenem Abend verbrachte ich mehrere Stunden bei Piotr. Nach seinem erstaunlichen Ausbruch über das Erspüren fremden Hasses unterhielten wir uns über ganz banale Sachen. Irgendwann wollte ich wissen, ob er aus der Geschichte der Augusta Beilin einen Artikel machen wolle. Er antwortete, er wisse es noch nicht. Dann sprach er lange über seinen Aufenthalt in Krakau. Nach dem Aufsuchen des Archivs der Alten Akten war er nach Podgórze gefahren, um sein ehemaliges Gymnasium zu besuchen – er stand eine gute Viertelstunde davor und starrte in die geschlossenen Fenster, dann fuhr er zurück in die Altstadt. Gegenüber dem Haus, in dem er einst mit seinen Eltern gewohnt hat-

te, hat ein Café für Touristen aufgemacht. Er setzte sich in den Biergarten, bestellte einen Kaffee und blickte lange zum Einfahrtstor herüber. Er sagte, er habe nichts gefühlt, als sei es ein völlig fremder Ort. Ich gab zurück, dass ich es im Fall meiner Heimatstadt Posen genauso empfand: Sie war nicht mehr mein, da ich dort keine Freunde mehr hatte.

„Zuhause ist dort, wo deine Lieben sind“, sagte ich. „Meines ist jetzt hier in Warschau. Deines auch.“

Gegen zwanzig Uhr verabschiedete ich mich. Noch im Treppenhaus hielt Piotr mich zurück, schaute mir ins Gesicht und sagte:

„Du musst keine Angst mehr haben.“

„Ich weiß“, meinte ich.

Nur er, ich und noch zwei Menschen in dieser Stadt wussten, was damit gemeint war. Das ist es, was eine Freundschaft ausmacht. Das Bewahren eines gemeinsamen Geheimnisses.

## 2

Über diesen Teil der Geschichte fällt es mir nicht leicht, zu sprechen. Jeder Mensch möchte, dass ihm seine Vergangenheit eine Art Schutz bietet; dass, wenn er dahin zurückkehrt, nur Gutes, Schönes, bestenfalls Naives findet; dass es nicht weh tut.

Piotr, Adam und ich lernten uns im Oktober 1989 auf dem Flur der Universität kennen, während wir mit den anderen Kommilitonen auf die erste Veranstaltung warteten. Später stritten wir uns öfters über die Frage, wer wen als Erster angesprochen und wer den hässlicheren Pullover angehabt hatte. Wahrscheinlich hatten wir alle drei grässliche Pullover an, zu jener Zeit gab es in Polen keine hübsche Kleidung – aber Tatsache ist, dass uns nicht die Metaphysik, sondern die